

„Museum wird Furore machen“

Der Kölner Mittelalter-Historiker Karl Ubl über die Geschichte der Juden in Köln

Herr Professor Ubl, im Jahr 321, vor 1700 Jahren also, erwähnte Kaiser Constantin die jüdische Gemeinde zu Köln in einem Erlass. Was war der Anlass dafür?

Es kam die Frage auf, inwiefern sich die jüdischen Einwohner Kölns an der Verwaltung der Stadt beteiligen sollten. Damit waren erhebliche Lasten verbunden, die das persönliche Vermögen betrafen, weshalb es viele ablehnten, sich am Stadtrat zu beteiligen. Deshalb wurde an Kaiser Constantin die Frage gerichtet, ob sich Juden am Rat beteiligen sollten, was er positiv beschied.

Wie lässt sich das Verhältnis von Juden und Nicht-Juden zur damaligen Zeit beschreiben, in Köln und überhaupt im Römischen Reich?

Da Constantins Erlass das einzige Dokument aus der Spätantike darstellt, können wir zu diesem Verhältnis für Köln nichts weiter sagen. Aber allgemein lässt sich feststellen, dass das römische Kaisertum den Juden Schutz bot, auch zu einer Zeit, da die antijüdischen Stimmungen innerhalb des Christentums immer stärker wurden. Das ist seit dem 3. Jahrhundert sicher der Fall. Im 4. und 5. Jahrhundert ist der Kaiser eingeschritten, zum Beispiel gegen die Zerstörung von Synagogen. Dem Kaiser lag vor allem an Rechtssicherheit, an der Durchsetzung von Recht, und so konnte er natürlich nicht dulden, dass ein Mob durch die Straßen zieht wie in gewissen Städten im Osten des Reiches.

Wie hat sich die jüdische Gemeinde in Köln entwickelt?

Man weiß über 800 Jahre hinweg nichts mehr über die Juden von Köln. Auf die ersten sicheren Nachrichten stößt man erst wieder im 11. Jahrhundert. Über die Zwischenzeit ist eine heftige Diskussion entbrannt: Ausgrabungen schienen den Befund zu bestätigen, dass es eine Kontinuität zwischen dem spätantiken und dem hochmittelalterlichen Judentum gab – diese Meinung hat der damaligen Ausgräber Sven Schütte energisch vertreten, doch wird dies mittlerweile einhellig von Historikern und auch von Archäologen als widerlegt angesehen.

Zugunsten welcher Ansicht?

Man muss davon ausgehen, dass die Juden im Zuge des Niedergangs von Köln im 5. Jahrhundert geflohen sind. Als die Franken die Kontrolle über die Stadt übernahmen und Köln in seiner Urbanität stark litt, sind viele reiche Römer in den Süden Galliens geflohen. Zu diesem Zeitpunkt werden auch die Juden die Stadt verlassen haben. Die Wiederansiedlung kann man ins 10. Jahrhundert datieren. Schon Anfang des 11. Jahrhunderts wird die erste Synagoge gebaut, woraus man auf eine größere jüdische Gemeinde schließen kann. In anderen Städten wie Mainz, Regensburg oder Magdeburg sind jüdische Gemeinden bereits im 10. Jahrhundert nachweisbar. Da Köln die größte Stadt im Reich war, ist auch hier davon auszugehen.

Blicken wir auf Mainz, Speyer und Worms: In welchem Verhältnis stand Köln dazu?

Köln war von der Größe der Gemeinde her sicher mit Mainz zu



Im Bau: Archäologische Zone und Jüdisches Museum vor dem historischen Rathaus
Foto: Bause

vergleichen, wo freilich das Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit lag. Man weiß aus Nachrichten über das Pogrom von 1096, dass Köln der Treffpunkt von Juden im weiteren Reichsgebiet war. Es gab drei große Messen in Köln, zu denen aus der gesamten damaligen Christenheit die Leute zum Handeln kamen. Auch die Juden haben sich anlässlich dieser Messen hier getroffen und nebenbei über Rechtsfragen diskutiert.

Wie haben die Juden im „Heiligen Köln“ gelebt, rein räumlich in direkter Nachbarschaft zum Erzbischof?

Das berührt die Frage, wie die Ju-

den nach Köln kamen – daran war der Erzbischof stark beteiligt, ebenso daran, sie auf dem Gelände des ehemaligen römischen Statthalterpalasts anzusiedeln. Es war ein Viertel, das stark von erzbischöflichen Funktionsträgern dominiert wurde. Insofern kann man davon ausgehen, dass die Zuweisung von Häusern in der Pfarrei Sankt Laurenz an die Juden auf erzbischöflichen Beschluss erfolgte. Auch im Nachhinein war der Erzbischof ein wichtiger Garant für den Schutz des Judentums. Davon zeugt die berühmte Steininschrift im Dom, in der der Erzbischof den Juden wichtige Privilegien verlieh.

DATEN ZU PERSON, SCHAU UND VERANSTALTUNGEN

Karl Ubl, geboren 1973 in Wien, lehrt seit 2011 als Professor für Mittelalterliche Geschichte mit dem Schwerpunkt Früh- und Hochmittelalter an der Universität zu Köln.

„Menschen, Bilder, Orte – 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ – unter diesem Titel ist eine Wanderausstellung zum Gedenkjahr in der Alten Synagoge Essen gestartet. Sie ist ein Höhepunkt der Jubiläumsfeierlichkeiten und wurde vom MiQua-Team des Jüdischen Museums Köln kuratiert. Die Wanderausstellung beleuchtet mit einem Fokus auf das Rheinland und Westfalen die Geschichte und Geistesgeschichte des Judentums in Deutschland. Vom 2. Juli bis zum 12. August 2021 wird sie im LVR-Landeshaus in Köln zu sehen sein.

An diesem Donnerstag beginnt die Melanchthon-Akademie in

Zusammenarbeit mit der Bibliothek Germania Judaica und dem Katholischen Bildungswerk eine digitale Veranstaltungsreihe zu „Jüdisches Leben an Rhein und Ruhr seit 1945“ mit Günther B. Ginzel, Autor einer mehrteiligen WDR-Filmreihe. Dieser Abend ist als Hybrid-Veranstaltung geplant. Eine Anmeldung für alle vier oder einzelne Veranstaltungen bei der Melanchthon-Akademie ist erforderlich: anmeldung@melanchthon-akademie.de - Tel. 0221/931 803-0 Veranstaltungsnummer 1016B (FO)



Karl Ubl Foto: Uni Köln

Gleichwohl gab es Antisemitismus. Wie sah sozusagen dessen mittelalterliche Ausprägung aus?

Man spricht für das Mittelalter eher von Anti-Judaismus, auch wenn diese Unterscheidung heute umstritten ist. Ich halte sie dennoch für legitim, weil es sich um eine theologisch motivierte Judenfeindschaft handelt und nicht um eine rassische. Anti-Judaismus war im Christentum selbst verankert, weil es sich vom Judentum erst einmal lösen musste. Die Christen haben das Judentum als eine vergangene Stufe der eigenen Religion betrachtet, die überwunden worden ist hin zur eigenen, überlegenen Religion. Natürlich gab es unterschiedliche Positionen: Die einen verteidigten die Existenzberechtigung des Judentums als Zeuge für die Wahrheit des Alten Testaments, andere bezeichneten vom Boden des Neuen Testaments aus die Juden als Gottesmörder. Der Anti-Judaismus reichte von Pogromen über Vertreibungen bis hin zur Tolerierung bei gleichzeitiger Diskriminierung des Judentums.

Im 14. Jahrhundert kam es zum sogenannten Pest-Pogrom, bei dem den Juden die Sündenbock-Rolle zugewiesen wurde. Von da an war die Kontinuität abgeschnitten.

Die Juden wurden umgebracht, ihr Viertel wurde niedergebrannt – und auch wenn man 20 Jahre später wieder Juden in die Stadt hineinließ, so handelte es sich nur um eine Handvoll Familien. Während der Erzbischof dafür war, Juden in der Stadt wohnen zu lassen, hat der Stadtrat dies als Einfallsturm für erzbischöfliche Eingriffe zurückgewiesen. 1424 kam es zur Verbannung „auf alle Ewigkeit“. Es gab eine Konkurrenz, wer in der Stadt das Sagen hat: Effektiv hat der Stadtrat regiert, auch wenn sich der Erzbischof weiterhin als oberster Herrscher über Köln betrachtete. Auch im Hinblick auf die Juden wollte der Stadtrat seine Souveränität und Autonomie demonstrieren. Es gab natürlich auch anti-judaistische Vorurteile, doch der eigentliche Grund für das Handeln des Stadtrats und die Aufhebung des Aufenthaltsrechts lag darin, erzbischöfliche Interventionen zu verhindern.

Antisemitismus respektive Anti-Judaismus – also auch ein Machtfaktor.

Auf jeden Fall, nicht nur in Köln. In Spanien standen die Juden unter dem Schutz des Königs; jeder Angriff auf die Juden war ein Angriff auf das Königtum – die Judenpolitik des Mittelalters war immer auch eine Verhandlung darüber, wer souverän ist.

Welches politische Signal geht heute vom Bau des Jüdischen Museums in Köln aus?

Das ist eine längst notwendige Maßnahme. Es gibt wunderbare Ausstellungsstücke, der Parcours durch den Untergrund wird sich beeindruckend gestalten, wenn man sowohl die alte Geschichte des Praetoriums, also des einstigen Statthalterpalasts, besichtigen kann, als auch die Überreste der Häuser im ehemaligen Judenviertel – das wird für Furore sorgen.

Das Interview führte Frank Olbert



„Silver Clouds“ zum Selber-Schubsen Foto: Marleen Scholten

115 Minuten allein mit Andy Warhol

Familienbesuch im Museum – Wer hätte gedacht, dass das so aufregend wird?

VON CHRISTIAN BOS

„Hast Du die Zettel ausgedruckt?“ „Ich habe die Tickets. Du hast mich nur gefragt, ob ich die Tickets dabei habe. Fünffmal. Wieso kommst du jetzt mit Zetteln?“ Wir stehen in der Abstandsschlange vorm Museum Ludwig, meine Frau, meine beiden Töchter und ich. Und ich werde langsam nervös. Die Besucher vor uns halten brav ausgefüllte Adresszettel bereit.

Ich hatte den Samstag mit vergeblichen Versuchen verbracht, die Ticketseite des Museums zu laden. Seit Oktober musste die „Andy Warhol“-Ausstellung immer wieder verschoben werden, warteten Suppendosen und Brillo-Boxen darauf, in Augenschein genommen zu werden. Nun war der Server hoffnungslos überlastet. Wegen Leuten wie mir, die nach dem missvergnüglichen Winter Hunger auf Bilder verspüren.

Ach ja, die Zettel. Meiner Frau war es schließlich gelungen, einen Timeslot – den Impftermin der Kultur – zu ergattern. Es war ein Uhr nachts, an Zettelvordrucke hatte sie nicht mehr gedacht. Kein Problem, die werden auf dem provisorisch errichteten Tisch gleich hinter der Eingangstür ausgefüllt. Die Dame hinter der Plexiglasscheibe könnte nicht freundlicher sein, wie schon der Herr, der die Tickets kontrollierte. Warum war ich bloß so nervös gewesen?

Sofort entspinnt sich ein Dialog zum Thema „Ist das nicht schön?“. Wir freuen uns alle, hier zu sein. Ob Wächter, Garderobiere, Buchverkäufer oder Besucher. Das Personal im Ludwig wirkt geradezu enthusiastisch.

Plötzlich Menschen

In der Ausstellung schauen wir nicht sofort auf die riesigen „Screen Tests“ – kurze, stumme Schwarz-Weiß-Filme, die Warhol den Gästen seiner „Factory“ abgenötigt hatte – wir gucken auf die Menschen. Es sind ziemlich viele. Man muss sich seinen Platz mit ausreichendem Abstand suchen. Na gut, eigentlich ist es für eine Blockbuster-Schau noch sehr überschaubar. Wir sind es schlicht nicht mehr gewohnt, fremde Menschen in geschlossenen Räumen zu sehen.

Dann gucken wir uns endlich doch die New Yorker der 1960er Jahre an. Ich versuche zu erklären, wer Susan Sontag und Allen Ginsberg waren, die Kinder gucken auf die Maskenbildnerin

Ann Buchanan, weil die als Einzige ganz still vor der Kamera sitzt und eine Träne ihr langsam die Wange herunterläuft. Als wir bei Warhols feinen, zärtlichen Umriss-Zeichnungen von Gesichtern und Geschlechtsteilen hübscher Jungs aus den 50ern ankommen, hält sich die Jüngste das Begleitheft vor die Augen. „Nur als Witz“, sagt sie. Weil es ihr peinlich ist, dass es ihr peinlich ist. Zum Ausgleich gibt es Ballons. „Silver Clouds“, die von einem Ventilator in immer neue Konstellationen geblasen werden und die man auch anfassen darf. Kommt gut. Wir machen Fotos. Jetzt ist es offiziell ein Ereignis im Familienkalender.

Irgendwann wird uns das Fotoprogramm auf dem Handy ungefragt mitteilen, dass wir eine neue Galerie haben. Wir werden Kinder mit Masken zwischen großen, schwebenden Kissenspielen sehen und uns kurz fragen, was das zu bedeuten hat.

Gezieltes Pinkeln

Ich mache derweil, was ich schon vor Corona auf Ausstellungen gemacht habe: Die Töchter mit Infos zutexten. Das werden sie mir später vorwerfen, doch ich kann nicht anders. Als ich erzähle, wie das große, querformatige „Oxidation Painting“ entstanden ist, nämlich durch gezieltes Pinkeln auf Farbe mit Kupferpigmenten, wandert bei der Jüngeren wieder das Begleitheft vors Gesicht. Die Ältere sagt: „Wie bei Jackson Pollock.“ Ich platze fast vor bildungsbürgerlichem Stolz.

Ihr gefallen die aufgereihten Titel von Warhols „Interview“-Magazin mit ihren Promi-Porträts. Sie erkennt Tom Cruise, Michael Jackson, Liza Minelli und den strahlend weißen Siebdruck von Dolly Parton gegenüber. Im größten Raum verlieren wir uns in den alten TV-Shows, die man sich in einem Rondell aus Fernsehern anschauen kann.

Die anderen eilen zum Ausgang, müssen allerdings wieder kehrmachen. Sie haben die Adresszettel vergessen. Es geht gegen den Strom zurück, die Ausstellung ist eine Einbahnstraße. Was ihnen jeder der fünf Museumswächter einbläut, denen sie auf der Suche nach mir, dem Zettelhalter, begegnen. Aber immer noch superfreundlich.

Der Ausgang führt durch die ständige Ausstellung. Die hat noch zu. Es ist leer, die Nebenräume sind abgesperrt, Bilder verhängt. Sie warten sehnsüchtig darauf, gesehen zu werden.